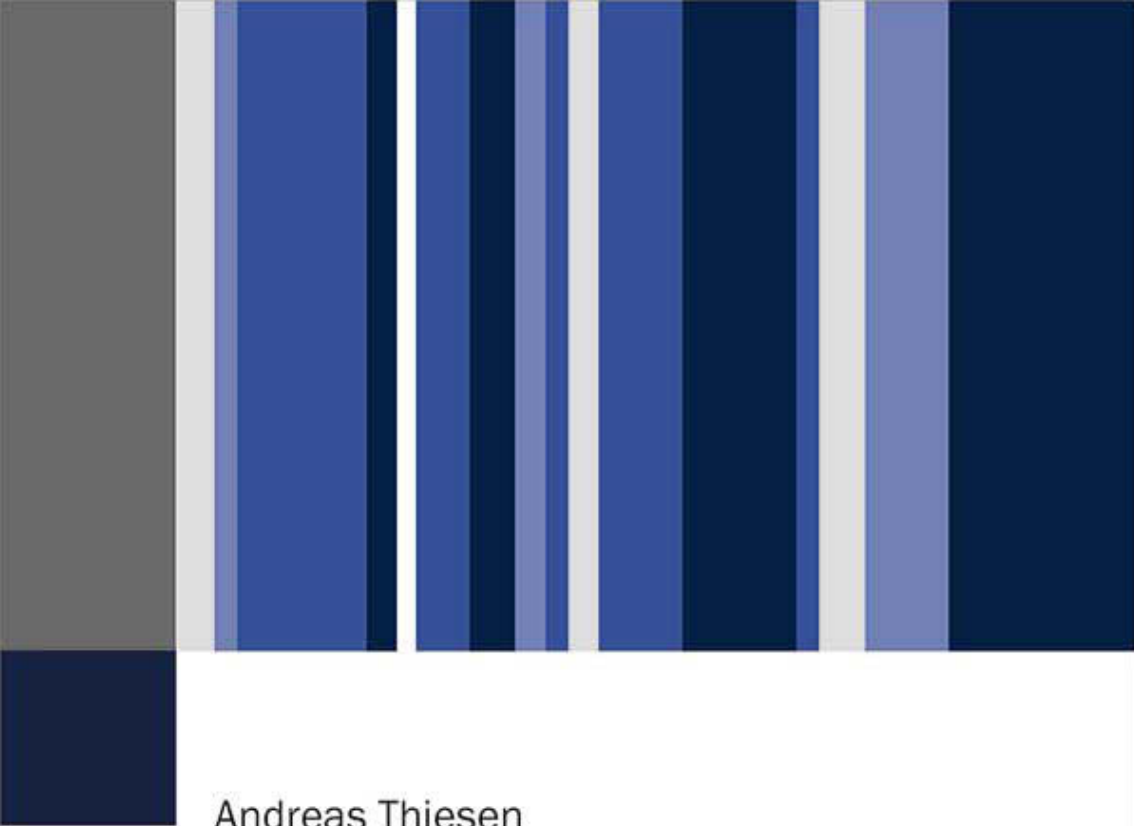




Andreas Thiesen

Subjektivierende Soziale Arbeit

Ein Theorieangebot für Studierende,
Praktizierende und Lehrende
der Sozialen Arbeit

BELTZ JUVENTA

Andreas Thiesen
Subjektivierende Soziale Arbeit

Andreas Thiesen

Subjektivierende Soziale Arbeit

Ein Theorieangebot für Studierende,
Praktizierende und Lehrende der
Sozialen Arbeit

BELTZ JUVENTA

Der Autor

Andreas Thiesen (geb. 1979), Dr. phil., ist Professor für Theorien und Methoden Sozialer Arbeit am Fachbereich Sozialwesen der Hochschule RheinMain in Wiesbaden.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:

ISBN 978-3-7799-6489-6 Print

ISBN 978-3-7799-5808-6 E-Book (PDF)

1. Auflage 2022

© 2022 Beltz Juventa

in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel

Werderstraße 10, 69469 Weinheim

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Ulrike Poppel

Satz: Helmut Rohde, Euskirchen

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Für Lulu, die immer die Größte ist.

»Ich bin einer der letzten Adorniten«

Heinz Sünker

»Sie haben heut Abend Gesellschaft«

Heinrich Heine

»Soziologie ist ein Kampfsport«

Pierre Bourdieu

Inhalt

Einleitung	9
Theorie und Geschmack	26
Theorie und Praxis	34
Praxis als Lüge	56
Praxis als Wahrheit	66
Lehre und Geschmack	84
Subjekt und Theorie	97
Literaturverzeichnis	114
Danksagung	120

Einleitung

Als ich vor über 15 Jahren meine Diplomarbeit in einem Kolloquium verteidigen musste, überraschte mich die Zweitgutachterin mit einer Frage, die mit dem eigentlichen Thema, den konzeptionellen Herausforderungen der so genannten *Agenda 2010* für eine stadtteilorientierte Soziale Arbeit, aus meiner damaligen Sicht nichts zu tun hatte. Die Frage bezog sich auf eine Passage in der Einleitung, in der ich einige Berufs- und Statusgruppen aufzählte, um zu verdeutlichen, wie sehr der von der Schröder-Regierung eröffnete Diskurs um die künftige politische Rahmung des Sozialstaats die Gesellschaft insgesamt beschäftigte. Ich formulierte: »Politiker und Industrielle aller Couleur, Zeitungsredakteure und Fernsehmoderatoren, Bankangestellte und Raumpflegerinnen, Schüler und Studenten benutzen Worte wie Aufbruch, Reform und Veränderung beziehungsweise Zäsur, Kahlschlag oder Niedergang.« Zugleich erklärte ich in einer Fußnote, dass »die maskuline Person im laufenden Text die feminine stets mit ein[schließe]«, solange »nicht gegenteilig angegeben«. Das Problem lag natürlich begrifflich bei den »Raumpflegerinnen«. An diesem Beispiel werde doch deutlich, führte die Zweitgutachterin sinngemäß aus, dass mein Hinweis in der Fußnote die gute Absicht konterkarriere. Eine vorgeblich gendersensible Schreibweise in maskulin-normativer Variante könne eben unmöglich durchgehalten werden.

Aus der Perspektive einer Zeit, in der die Diskurse um »manspreading« und »mansplaining« zu Recht eine neue Öffentlichkeit erreicht haben, während sogar in der gesprochenen Sprache ein Weg gefunden wurde, durch kurze Unterbrechung des Redeflusses Genderpluralität performativ zu begegnen, mag diese Anekdote banal erscheinen. Ich bringe sie dennoch, um gleich zu Beginn dieses Buches etwas nachvollziehbar zu machen: Mir ist die ausschließlich männlich geprägte Zitatsammlung, die meinem Buch vorangestellt ist, bewusst. Diese Information ist mir zu wichtig, um sie ein weiteres Mal in einer Fußnote zu verstecken. Zudem ist eine Sprache, die einen Begriff wie »Kampfsport« als Metapher stilisiert, genuin männlich konnotiert. Das mittlere Zitat – »*Sie haben heut Abend Gesellschaft*« – hatte ich dagegen ursprünglich gar nicht bei Heinrich Heine gelesen, sondern bei Christiane Rösinger und ihrer Band »Britta« gehört. Vielleicht kann ich damit zumindest im Ansatz einen feministischen Anspruch zum Ausdruck bringen. Auf jeden Fall hoffe ich, dass an diesem kurzen Beispiel bereits deutlich wird, worum es mir bei dem Versuch, eine *Subjektivierende Soziale Arbeit* zu begründen, methodisch geht: Das vorliegende Buch ist, unter anderem, der Versuch, die eigenen gesellschaftlichen Deutungsmaxime und Wertesysteme der Routine

der Alltagspraxis exemplarisch zu entziehen, um sie auf diese Weise nicht als unveränderbar zu betrachten, sondern ihre historische soziale Funktion zu verstehen.

Dass vor allem der Habitus die Sprache bildet – und nicht, wie die Vertreter*innen der Identitätspolitik zu glauben scheinen, eine permanente (Selbst-) Zensur des Sprechens zu einer klassenlosen Gesellschaft führt – davon ist selbstverständlich in einem Buch auszugehen, das sich der Analyse der theoretischen Voraussetzungen sozialen und kulturellen Verstehens verpflichtet. Die Einsicht, dass es anders herum einen Unterschied macht, wie wir verstehen und verstanden werden, wenn wir so oder anders, hier oder dort sprechen – nicht zu vergessen, der Einfluss der Sprache, die Generationen vor uns geprägt haben und geprägt hat und die noch heute unser eigenes Sprachverständnis bestimmt – steht dieser Erkenntnis nicht entgegen, sondern erschwert vielmehr jedes Verstehen (vgl. Kapitel *Praxis als Lüge*). Die Ausblendung von Kategorien wie Milieu, Herrschaft und Klassengesellschaft in zahlreichen Diskursen durch jene, die sich gerade in der Produktion immer neuer Kategorien gefallen, führt hingegen dazu, dass ihre Argumentation jede Radikalität verliert (vgl. Eribon 2018, S. 235 f.).¹

Mit anderen Worten: Subjektivierung geht jeder Kritikfähigkeit voraus. Damit ist der Schlüsselbegriff dieses Buches gesetzt und erfordert eine erste, vorläufige Definition: Ich will Subjektivierung an dieser Stelle verkürzt als die Herausbildung eines gesellschaftlichen (Sich-)Bewusstseins – als eine Art »soziales Coming Out« – übersetzen. Eine analytische Trennung von *Subjekt und Theorie* kann es demnach nicht geben (vgl. gleichnamiges Kapitel in diesem Buch).

Verstehen mit Bourdieu – Bourdieu verstehen

Zur Reflexion habituellder Strukturen wird sich kaum ein geeigneterer Text finden als das letzte Hauptkapitel in Pierre Bourdieus Werk »Das Elend der Welt« (Bourdieu et al. 1997/2002): Welch Bruch mit der technokratischen Logik qualitativer Erhebungsverfahren und ihren Auswertungsstrategien! Bourdieu und sein Team hatten ihre Interviewprotokolle – allesamt sensible Dokumente gesellschaftlicher Fragmentierung – lediglich groben Überschriften zugeordnet, um nach mehr als 700 Seiten Material ihr methodologisches

1 In dieser Einschätzung ist eine kritische Solidarität mit Diskursen der Diversität und Intersektionalität angelegt, verbunden mit der Hoffnung, dass sich eine differenztheoretische Herrschaftsanalyse begründen lässt, die sich ihrer strukturellen Verworfenheit in die Geschichte der sozialen Welt bewusstwird (vgl. Eribon 2018, S. 167 f.).

Vorgehen knapp zu explizieren. Schauen wir genauer, was in diesem Kapitel mit dem so schönen wie schwierigen Namen »Verstehen« an subjektivierenden Erkenntnissen zu finden ist:

»Auch wenn sich die Befragungssituation von der Mehrzahl der Austauschbeziehungen des alltäglichen Lebens insofern unterscheidet, als sie sich die reine Erkenntnis zum Ziel setzt, bleibt sie doch unausweichlich eine *soziale Beziehung*, die ihre (...) **Effekte** auf die Ergebnisse ausübt, die man erhält. (...) Es geht darum, diese **Verzerrungen** zu erkennen und zu kontrollieren, und dies eben genau in der Ausübung einer Praxis, die reflektiert und methodisch sein kann, ohne die Anwendung einer Methode oder die praktische Umsetzung einer theoretischen Reflexion zu sein.« (Ebd., S. 780; fett hervorgehobene Passagen d. Verf.)

Bereits in diesen wenigen Zeilen werden die methodischen Analogien zur Subjektivierenden Sozialen Arbeit sehr deutlich: Jeder Beziehungsaufbau in der Praxis Sozialer Arbeit transportiert von vornherein gesellschaftlich legitimierte »Effekte« und »Verzerrungen«, die einer Reflexion unterzogen gehören. In einer »sozialen Beziehung« stehen Sozialarbeitende und Adressat*innen, aber auch Kooperationspartner*innen, Vorgesetzte und sämtliche »Stakeholder« also bereits vor Eintritt in ein professionelles Arbeitsverhältnis.

Bourdieu schreibt weiter, es sei wichtig, den Versuch zu wagen, »herauszufinden, wie sich die Situation für den Befragten [AT: oder *die Befragte] darstellt (...) und die **Gründe** zu benennen, die ihn [AT: oder *sie] dazu bewegen, in diese Austauschbeziehung einzuwilligen. (...) Es geht also darum, die **Zensur** zu begreifen, die bewirkt, daß [sic!] bestimmte Dinge nicht gesagt werden, und die Beweggründe dafür zu erkennen, daß [sic!] andere betont werden.« (Ebd., S. 781; fett hervorgehobene Passagen d. Verf.)

Erneut werden konzeptionelle Anschlüsse an die Subjektivierende Soziale Arbeit sichtbar, indem die Reflexion über ein Arbeitsbündnis, Beratungsgespräch oder eine Projektkonstellation ebenfalls *vor* Eintritt in die professionelle Beziehung erfolgen sollte, ohne über die gesamte Dauer abzureißen. Der Aspekt der »Zensur«, den wir hervorragend auf jeden routierenden Fragenkatalog eines Case Management-Prozesses übertragen können, wird auch in Stadtentwicklungskontexten offensichtlich, wenn es darum geht herauszufinden, was Menschen dazu bewegt, sich nicht zu beteiligen.

Bourdieu weist außerdem auf die anspruchsvolle Aufgabe hin, »[d]as Aufdrängen einer Problematik« (ebd., S. 782) durch »naiv-egozentrische oder einfach nur unkonzentrierte Fragen« (ebd.) im besten Fall zu vermeiden. Jene Fragen können dazu führen, dass Fragende am Ende nicht den eigenen subjektiven Gehalt in den vermeintlich objektiven Antworten der Befragten erkennen (ebd.). Eine Möglichkeit, das gegenseitige Verstehen in einer Inter-